

für die

Literatur des Auslandes.

129.

Berlin, Dienstag den 28. Oktober

1845.

Italien.

Der Süden, nach nordischer Darstellung. Venedig, von Uwarow.*)

Wenn man Rom verläßt, so nimmt man den Eindruck mit sich, daß das große Buch „Italien“ für uns nunmehr geschlossen sey. Alles, was uns beim ersten Anblick angezogen, schwindet spurlos dem Auge vorüber bei der Wiederkehr. Selbst Florenz, die reizende Stadt, vermag den Reisenden nicht mehr zu fesseln, für den jetzt Alles des Zaubers entkleidet ist: kaum machen die Herrlichkeiten des Palazzo Pitti und der Tribune seine Neugier rege, der Niobe selbst wird nur die frostige Puldigung des Kenners zu Theil, noch dazu verlegt sie die Einbildungskraft in den Vatikan, die Heimath aller Meisterwerke der Plastik, denn die anderswo befindlichen scheinen nur dem heimischen Boden entrissen zu seyn.

Nach Rom und Florenz erscheint Alles bleich und kalt. Jenseits des Apennins kein Italien mehr! Vergeblich erschließt uns Bologna sein herrliches Museum, bietet Ferrara die Erinnerungen an Ariost und Tasso — man vermeint des Landes äußerste Gränze zu berühren, man trauert, einen minder blauen Himmel über sich zu schauen, eine minder balsamische Luft zu athmen. Die Phantasie, erschöpft und aufgereg, senkt allmählig ihre Schwingen und ergiebt sich in den Schmerz eines letzten Lebenswohls von dem Lande Italia.

Und eines Tages, wo man sich unter den Einflüssen dieses Behmuthsgefühls befindet, das von allen Seiten unseren Geist bestürmt, an einem jener grauen Nebeltage, in einer Stunde dumpfen Brütens und unbedaglichen Seyns, sieht man plötzlich eine Erscheinung aus dem Meere auftauchen, die einer Stadt gleicht: es wächst an Größe, wie man sich nähert, es überrascht zuerst und bald reißt es hin, Venedig mit einem Worte, Venedig, die schöne, prächtige, mächtige, tyrannische Venetia, heutzutage die Leidende, ihres Schmucks beraubt, die Spuren der Verwüstung der Zeit im Antlitz, welche schwerer auf ihr lasten, als das Joch der Sieger.

Nichts vollendet Traurigeres als der erste Anblick dieses modernen Pompeji, Venedig genannt. Man denke sich eine Stadt, über die jüngst ein Unglück hereingebrochen, das die Mauern verschonte und die Bewohner vernichtete, und man wird sich einen Begriff von dem Eindruck machen können, der hier das Herz erfaßt, nicht jenes erhebende Gefühl, welches Roma's Ruinen in uns wecken, sondern jener vage Schmerz, jene tiefe Bekümmerniß, die sich unserer bemächtigt beim Anblick einer prächtigen, aber verödeten Wohnstätte, deren Bewohner noch vor kurzem hier verweilt zu haben schienen, oder eines spärlich erleuchteten und menschenleeren Theaters, oder eines Ballsaals am Morgen nach der Festlichkeit.

Venedig trägt in der That alle diese verschiedenen Charaktere an sich; seine Macht war eine ungeheure, aber künstliche, gleich dem Pfahlwerk, auf dessen Grundlage es sich erhebt. Es war argwöhnisch und grausam, aber es war auch heiter und prächtig. Die Seufzerbrücke befindet sich in der Nähe der Meisterwerke Paul Veronesi's; zwischen den Brunnen des Dogen-Palastes und den Bleikammern (piombi), wo die Staatsgefangenen seufzten, entfalteten sich alle Herrlichkeiten der Kunst und aller Reiz des Lebens. Hier starb man geräuschlos, aber man lebte auch in hellem Gebräus. Halb Europa war dieser Stadt zinspflichtig, die aus dem Schoße der Lagunen emporstieg; nichts vermochte den kolossalen Ehrgeiz einer Handvoll Menschen aufzubalten, welche selbst vor dem Uebermaße ihrer Macht erzitterten. Wenn aber von fern die große levantische Flotte erschien, belastet mit allen Schätzen der Welt, dann vergaß man die Schlachtopfer der geheimen und unbeugsamen Tyrannei, ganz Venedig schmückte sich festlich unter dem Jauchzen seiner freudetrunknen Bevölkerung und verfügte nach Willkür über alle Genüsse wie über alle Reichtümer der Erde.

Die Ufer des „großen Kanals“ sind mit einer Reihe von Palästen geschmückt, die einen schöner als die anderen, aber schweigend und zur Hälfte verödet. Einige spärliche Gondeln, schwarz wie Särge, gleiten rasch über die Fluth; von Zeit zu Zeit öffnen sich die Jalousien eines Palastes, und ein verhöhlener Blick fällt auf den fremden Gast, ein Blick der Neugier ohne Interesse und Leben; zuweilen erhebt ein reizendes Fächchen, bekleidet mit

venetianischer Sandale, den Vorhang des Balkons, welcher auf den Kanal hinausgeht, aber nichts unterbricht dies Schweigen, als der eintönige Zuruf der Gondolieres. Diese geräumigen Wohnsitze, diese herrlichen Gebäude in halb italiänischem, halb maurischem Stil erstehen sich ein Almosen der Erinnerung. Das heutige Venedig findet keine Deutung in der österröichischen Schildwache, die langsamen Schrittes vor dem Palaste der Pisani oder der Foscaris auf und abgeht und, das Gewehr im Arme, den letzten Seufzer der dahinschwindenden Stadt zu erwarten scheint.

Der Art ist der erste Eindruck, den Venedig macht, aber man möge nicht dabei verweilen. In Eil bestreife man die Gondel, die nach dem Sklaventau rudert; in dem Maße, wie man vorwärts dringt, nimmt Alles eine neue Färbung an. Wenn ein Strahl der milden Sonne Italiens die Façade von San Giorgio Maggiore beleuchtet oder die Insel della Giudecca mit ihrer prächtigen Kirche, Palladio's Meisterwerk, so entrollt sich das entzückendste Bild vor den erstaunten Augen, und setzt man auf der Piazzetta den Fuß an's Land, so schwindet allmählig die Trauer, welche unser Herz krampfhaft zusammenpreßt, und man bleibt betroffen stehen in bewundernder Bestürzung: im rechten Winkel der Dogen-Palast, ein ungeheures Bauwerk des Mittelalters, merkwürdiges Ueberbleibsel jener venetianischen Architektur, die keiner anderen gleicht; zur Linken verlängern sich die Arkaden der Procurazie; im Hintergrunde ein Seitenflügel der Basilika, deren Wirkung nur vollständig ist, wenn man sie von der Mitte des Markusplatzes aus betrachtet. Man darf kühn behaupten, daß nach Allem, was man in Italien gesehen hat, nach dem Mailänder Dom und der Kathedrale von Pavia, nach St. Peter zu Rom und allen den Kirchen, welche sein Gefolge bilden, Sankt Markus zur Bewunderung hinreißt als selbständige Schöpfung, als phantastisches Werk, entworfen unter den zweifachen Einflüssen des byzantinischen und arabischen Stils, die sich hier wunderbar dem italiänischen Geschmack vermählt finden, gleich einer Dichtung des Orients von dem kunstgebübten Meister in die Sprache des Westens übertragen. Wenn es noch verflattet wäre, auf den alten Wortstreit des klassischen und romantischen Stils zurückzugehen, diesen abgenutzten und inhaltlosen Gegensatz, so würde ich sagen, daß St. Markus sich zu St. Peter verhält, wie ein Gesang des Periers Jirdusi zu dem Gedichte Tasso's: aber dieser verbrauchte Vergleich würde nicht das Verdienst jedes einzelnen dieser verschiedenartigen Werke auszudrücken vermögen, beide gleich groß, gleich bewundernswürth.

Die Basilika stammt aus dem 10. Jahrhundert. Sie gehört, wie ich anderswo bemerkt, keinem Styl an; nie wurde eine kühnere und bizarrere Mischung aller Stylgattungen neben einander gewagt. St. Markus ist zu gleicher Zeit in griechischem, römischen, gothischem, vorzugsweise aber in maurischem und byzantinischem Geschmack gebaut: der arabische Styl waltet im Aeußeren vor, während der byzantinische sichtbar die Anordnungen des Inneren beherrscht. Es läßt sich nichts Malerischeres denken, als dieses Amalgam von Rom, Kahirä, Konstantinopel und Aachen. Der Reichtum des Materials ist unschätzbar: Alles ist Porphyr, Jaspid, Mosaik, Bronze und kostbarer Marmor von allen Farben, das Ganze von einer Wärme, einer Wirkung, die ihresgleichen nicht mehr hat.

Man hat bis zum Ueberdruß wiederholt, daß St. Markus im Inneren niedrig, dunkel und gedrückt sey; nichts ist irriger. Die Verhältnisse sind vollkommen; die Kirche scheint selbst selbst größer und der Platz umfangreicher, als man gewöhnlich glaubt. Canaletto, der Maler Venedigs insbesondere, ist weit entfernt, einen vollständigen Begriff von dem erhabenen Ganzen zu geben; gewiß ist, daß der Markusplatz, von den Strahlen der lebhaften italiänischen Sonne beleuchtet, ein prachtvolles Gemälde darbietet, welches alle Erwartung übertrifft und das selbst nach den Denkmälern Roms noch zur Bewunderung hinreißt, weil gerade St. Markus der andere Pol der Kunst ist und jeder Vergleich hier in hohem Grade abgeschmackt seyn würde.

Alles Leben, was sich noch in Venedig vorfindet, hat sich nach dem St. Markusplatz und dessen Umgebungen gesücht. Hier scheint das Herz noch zu pulsiren, während außerhalb desselben Alles todt oder im Verschwinden ist. Wenn man den kleinen Raum überschritten hat, innerhalb dessen sich so viele köstliche Monumente zusammengedrängt befinden, so wird man überrascht von der traurigen Debe, die über die anderen Theile der Stadt gelagert ist; man wird versucht zu glauben, daß die Sonne mit besonderer Vorliebe ihre Strahlen auf diese belebten Räume sendet, und im Mangel der Sonne setzt ein Gaslicht, wahrhaft a giorno, die Täuschung fort. Wenn einst die verhängnißvolle Stunde für Venedig schlägt, dann wird St. Markus zuletzt verschwinden; mit ihm gehen die letzten Trophäen geschwundener Größe unter,

*) Dieser Aufsatz aus der Feder des bedeutenden Staatsmannes, des geschmackvollen Kenners des Alterthums und ausgezeichneten Stilisten erschien als besondere Broschüre anonym unter dem Titel: Venise 1845. St. Petersburg 1845 und vermag sich an Eleganz der Diction und elegischen Schmelz des Gesichts kühn den besten Aufsätzen eines Chateaubriand an die Seite zu stellen.
Dr. Robert Eppert.

die Meisterwerke seiner Künstler, und es bleibt von dieser kaumendwerthen Energie menschlichen Willens, welche die mächtige Republik schuf und aufrecht hielt, nichts mehr, als einige Pfähle, welche die Hagier im Grunde des Meeres aufsuchen wird.

Der Dogen-Palast sammt dem Markusplatz sind die Embleme dieser Macht. Man vermag den Palast nicht zu betreten oder die Riesentreppe hinaufzusteigen, ohne lebhaft von den Erinnerungen ergriffen zu werden, welche der ungeheure Bau in unserem Geiste weckt. Der Ruhm sowohl als die Tyrannei haben hier tiefe Spuren hinterlassen. In künstlerischer Beziehung bietet der Palast in allen Theilen einen Ueberfluß an Gemälden, Vergoldungen und Ornamenten von außerordentlichem Glanz; hier findet man die großen Häupter der venetianischen Schule und die zahllose Schaar ihrer Schüler vereinigt, hier glänzen ersten Ranges Paul Veronese, Robusti il Tintoretto und die beiden Palma, alle geborene Koloristen, mächtig, ja unnachahmlich in Behandlung der Farben, hier erst lernt man sie würdigen. Paul Veronese's schönste Farbenschöpfung, die „Entführung der Europa“, befindet sich in einem der Säle des Palastes.

Und wenn man zuletzt müde geworden, diesen blendenden Ueberfluß an Kunstschätzen zu betrachten, so geht man auf den Vorschlag ein, die über dem Erdgeschoß befindlichen Gemächer zu sehen, Piombi genannt, und man steigt hinab in schenstliche Kerker, der Luft wie des Lichts beraubt, welche die Brunnen heißen. Alsdann malt sich die Phantasie jene großen Künstler, wie sie ihre Meisterwerke schufen in dem Augenblick, wo unter ihnen, wenige Fuß höher oder tiefer, die Opfer venetianischer Politik ihr Daseyn endeten durch den Tod des Erstickens oder Ertrinkens, ohne daß der leiseste Schrei vernommen oder die äußere Ordnung des Lebens und der Genüsse dieser schlauen und grausamen Oligarchie im mindesten getrübt worden wäre. Jetzt hat man Sorge getragen, die Bleisammern zu überländen, was denselben ein beinahe kokettes Ansehen verleiht; man besinnt sich erst wieder auf das Staatsgefängniß beim Anblick des Fensters, aus welchem Casanova flüchtete. Betrachtet man die Höhe des Gebäudes und die Anordnung der Dächer, so möchte diese Flucht unmöglich scheinen, wäre sie nicht eine in der Geschichte Venedigs unbestrittene Thatsache.

In einem der Säle des Palastes befinden sich die Bildnisse aller Dogen. Inmitten dieser prächtigen Bilder in ihren reichen Einfassungen sieht man mit lebhaftem Ersauern einen leeren Rahmen, mit schwarzem Schleier verhüllt, unter dem sich der Name des Dogen Marino Falieri befindet, enthauptet wegen Verraths an der Republik. Beim Anblick dieses seltsamen Symbols wird man fast unwillkürlich in tiefes Sinnen gewiegt. . . Fürwahr, welcher Mensch, der mit geheimem Denken sich in sein eigenes Innere verlegt, trafe nicht zwischen den Bildern der Vergangenheit auf einen leeren Rahmen, einen schwarzen Schleier und einen Namen? —

Nichts giebt eine lebhaftere Idee von der stolzen Pracht der venetianischen Oligarchie auf dem Gipfel ihrer Macht, als zwei herliche Wasserbehälter von Bronze im Hofe des Dogen-Palastes. Kein Souverain Europa's würde es verschmäht haben, sein Museum mit diesen prachtvollen Kunstwerken zu schmücken, in Venedig dienten sie für den Bedarf der Küchen und der Wäscherinnen des Palastes; noch stehen sie dort als Zeugen des kolossalen Luxus und der Größe einer Ordnung der Dinge, die ohne Wiederkehr zu Grunde gegangen ist.

Die Akademie der Künste bewahrt noch eine reiche Sammlung von Gemälden; mit Recht herrscht die venetianische Schule hier vor. Ich sah nichts Schöneres als die „Opferung der Jungfrau im Tempel“, Titian's Meisterwerk, das selbst dessen berühmter „Himmelfahrt“ vorzuziehen ist, welche übrigens an den oberen Theilen starke Beschädigungen erlitten hat. Unter Tintoretto's Bildern nimmt das „Mirakel des heil. Markus“ den ersten Rang ein, unter Paul Veronese's „Christi Gastmahl bei Levi“, ein ungeheures Bild, das aber in Frankreich gelitten hat. Unmittelbar nach diesen großen Schöpfungen ist ein reizendes Bild von Paris Bordone zu nennen, „der Fischer, welcher dem Dogen seinen im Wauche eines Fisches gefundenen Ring zurückbringt.“ Es ist fast unmöglich, den magischen Zauber einer lieblichen, glänzenden, leichten, ganz venetianischen Farbe höher zu steigern.

Ohne weiter aufzuzählen, was sich noch hier und da an vortrefflichen Bildern vorfindet, in Kirchen oder Palästen, kann man sich des Bedauerns nicht enthalten, wenn man der zahllosen Menge von Kunstwerken gedenkt, die allmählig aus Venedig weggeführt worden. Man würde selbst die Paläste, ein Stück nach dem anderen, hinwegbringen, wenn die Regierung nicht dem Unfug steuerte; sogar das Pfahlwerk ist Gegenstand der Speculation: sämmtlich von Cedern-, Eichen- und Cypressenholz, aus der Levante oder dem Archipelagus hierher gebracht, würde es bedeutenden Gewinn bringen, dasselbe aus dem Meere hervorzuholen. Der Geist des heutigen Industrialismus übt sich an Venedigs Leichnam, gleichwie am Bett des Sterbenden der gierige Erde insofern heimlich sein zu hoffendes Erbtheil überschlägt.

Ungeheure Arbeiten, wahrhafte Römerbauten, sollten Venedig mit dem Festlande verbinden: es handelt sich darum, die Stadt einem System von Handels- und industriellen Verbindungen des Nordens von Italien anzuschließen, aber Triest ist da, um dem vollständigen Gelingen dieses Plans vorzubringen. Triest ist Venedigs Rivalin, und die jugendliche Handelsstadt wird zuletzt die alte aristokratische Stadt noch verschlingen.

In pittoresker Hinsicht ist Venedig bedroht, seine ganze Eigenthümlichkeit zu verlieren. Wenn die Schienen einer Eisenbahn den Reisenden vor dem Zollhause absetzen, dann wird der Schatten des alten Dandolo nicht mehr über Venedig schweben, und der Löwe von St. Markus mag nur von seiner Säule herabsteigen. Das café Florian wird sich mit den cafés von Mailand, London

und Paris in Verbindung setzen, und das Werk der Verschmelzung wird alsdann vollständig seyn. Seltsames, unseliges Vorrecht des modernen Geistes, alle Kontraste zu beseitigen, alle Sitten und Entfernungen einander zu nähern, die Menschen wie die Dinge auszugleichen und die Geschichte Europa's von neuem zu beginnen, nachdem sie auf ihren einfachsten Ausdruck zurückgeführt worden. Eisenbahnen und Dampfmaschinen werden das Werk der Ideen vollführen, und mächtiger als diese letzteren lassen sie die Civilisation selbst durch das caudinale Joch des materiellen Fortschritts gehen.

Ueberlassen wir jedoch diese wichtige Streitfrage den Männern der Politik und Wissenschaft, beileben wir uns dagegen, abermals, mit der Blouse des Künstlers angethan, die Gondel zu besteigen, welche mit uns die Wanderung um die Inseln machen wird. Der lieblichste dieser Ausflüge hat das armenische Kloster San Lazzaro zum Zweck. Nachlässig hingestreckt in der offenen Gondel, sieht man Tausende schöner Punkte des Gemäldes sich allmählig entrollen: die Ruhe der Fluth, der Sonnenglanz, die Gewandtheit der Gondoliere, alles das ladet zu jenem unbewußten, gegenstandslosen Träumen ein, dessen Reiz man nur im Süden kennt. Als wir an's Land stiegen, empfingen uns die Klosterbrüder mit zuvorkommender Freundlichkeit; einer von ihnen, Vater Gabriel, zeigte uns Bibliothek, Druckerei, Kirche und Klostergarten. Diese Mönche erkennen die päpstliche Macht an, stehen aber nicht unter deren unmittelbarer Jurisdiction. Der Gottesdienst wird in armenischer Sprache gehalten, und das Innere der Kirche unterscheidet sich von denen des römischen Kultus nur durch den Borhang, welcher den Altar vom Schiff der Kirche trennt, ein Gebrauch, der von der morgenländischen Kirche herrührt. Fünf- und zwanzig junge Armenier studiren im Kloster die Wissenschaft des Ostens und Westens, und die Mönche befördern fortwährend Werke der höheren Literatur zum Druck, Ausgaben, welche mit Recht von dem gelehrten Publikum geschätzt werden. Der prächtige Anblick, den man von der Höhe der Terrasse genießt, der Friede, der überall herrscht, die stärkende Luft und die frische Kühle des Meeres, das hier glatt ist wie ein Krystall, geben dieser einsam gelegenen Stätte ein sanftes und heiteres Gepräge. Die Klosterregel ist nicht streng, und das Leben für einen Mann der Wissenschaft, welcher der Welt müde ist, wäre hier leicht und bequem. In diesem Kloster der Meditarristen war es, wo Lord Byron sich einige Kenntniß der orientalischen Sprachen anzueignen suchte.

Die Physiognomie des Volks in Venedig gewährt wenig hervorstechende Züge; sie scheint hier weniger italiänisch als an anderen Orten, sowohl durch das Gemisch der in zahlreicher Menge herbeiströmenden Fremden, als durch die angeborne Beschmeidigkeit des Total-Charakters. Diese natürliche Milde findet sich in dem venetianischen Dialekte wieder, der eine entzückende Weichheit besitzt, aber zuletzt so weich ward, daß er gänzlich entnervte. Die Gondoliere allein bewahren noch etwas Eigenthümliches, und dies besteht in einer großen Gewandtheit, einer gewissen Grazie der Bewegungen und einer Verschwiegenheit, welche sprüchwörtlich geworden ist; obgleich dieselben viel von ihrer alten Bedeutung im sozialen Leben Venedigs verloren haben, so bilden sie doch eine gesonderte Körperschaft, deren Zahl aber sichtbar abnimmt. Ueber ein Weniges wird der venetianische Gondoliere der Courtisane Venedigs, dem Lazzaroni von Neapel, dem Banditen der pontinischen Sümpfe, der unter Schloß und Riegel hinter vergittertem Fenster verwahrten Mörder, dem tyrannischen Beichtvater, dem wüthenden Eifersüchtigen mit der Nase im Mantel und dem spitzen Stiles in der Hand sich beigefellen — Alles entschundene Typen, fantastische Gestalten, denen man nur noch in den Productionen der Romanschreiber und den sauberen Croquis des Pinelli begegnet.

In Venedig, wie sonst überall in Italien, muß man mit sich zu leben verstehen. Wie gewaltig die äußeren Eindrücke auch seyn mögen, sie sind alle mehr oder weniger melancholische Rückerinnerungen; der Geist bedarf einer gewissen Spannung, damit man all' der uns umgebenden Wunderwerke genießen und ihre Sprache verstehen könne. Italien eröffnet dem Gedanken ein ungeheures Feld, aber die Sorge, es auszubeuten nach Belieben, bleibt Jedem selbst überlassen. Es verlangt von dem Beobachter weder Schonung noch Mitleid; was kümmert sich dieses Land, das so oft besiegt, so lange Zeit bedrückt, aber immer verkannt worden, um des Fremdlings Urtheil! In dieser Geringschätzung fremder Meinung liegt mehr Stolz als Bedächtigkeit: das Schweigen eines besiegten Volkes ist berechtigt — und, in Wahrheit, was ließe sich einestheils zu den Lobpreisungen noch hinzufügen, welche seit Jahrhunderten an Italien verschwendet worden, aber auch auf der anderen Seite zu den Schmähungen, deren Zielscheibe es gewesen! Welche Größe in der Vergangenheit eines Landes könnte sich der seinigen vergleichen, aber auch welcher Schmerz, welche Erniedrigung wäre ihm nicht in reichlichem Maße zu Theil geworden?

Unter diesen Verhältnissen muß der Fremde, welcher Italien besucht, seinen Stützpunkt in der Klarheit des eigenen Urtheils finden, gleichwie er in seinem Innern die Bervollständigung der Genüsse zu suchen hat, welche das schöne Land denen aufspart, die seinen Werth zu schätzen verstehen. Venedig insbesondere ist in vielfachem Bezuge ein reizendes Objekt; aber um dasselbst zu leben, muß der Fremde entweder den Ernst des Gedankens oder Tiefe des Gefühls in sich tragen. Der Anblick Italiens giebt dem Verstande wie dem Gefühl das Maß ihrer Kräfte und veranlaßt beide, sich nach Außen zu wenden; die Ruinen aller Jahrhunderte umgeben uns und bestürmen unseren Geist von allen Seiten. In deren Angesicht fühlt man sich gedemüthigt, und das Gefühl der eigenen Ohnmacht giebt sich in dem Bedürfnis kund, hier mehr als irgend anderswo sich zu sammeln, sey es zu ernstem tiefdurchdachtem Forschen, oder für die sanften Regungen des häuslichen Herdes.

Nach einem schönen Tage, den man inmitten Rom's oder an den Küsten

des Golfs von Neapel oder auf den schlummernden Lagunen Venedigs verbracht, wenn die dicke Finsterniß italischer Nächte den Horizont verhüllt und die Menge sich umhertreibt, niedere Zerstreung zu suchen, dann fühlt sogar der selbständigste Geist neuen Anhauch der Begeisterung und Berkaffenheit, den ihm das Bild der fernern Heimat und geliebter Freunde zuweht. Wenn keine liebe Hand zugegen, um das müd hin sinkende Haupt zu unterstützen, dann schwinden selbst die auserlesensten Genüsse vor den Stunden der Schwachheit und Entmutigung. Führt uns aber das glänzende Sonnenlicht wieder ein in den magischen Kreis der Kunst und Natur, dann gedenkt man kaum mehr jener flüchtigen Nahrung, und nach kurzer Unterbrechung wird der Träumer des vergangenen Tages am folgenden ein Weltbürger.

Dies waren die Gedanken, die mich beschäftigten, als ich der Gondel entstieg und bei Mestre meinen Wagen vorfand; vier Postpferde führten mich im Fluge der Straße nach Treviso zu, die mit freundlichen Wohnhäusern besäumt ist. Schon bedeckten die ersten herblich gelben Blätter den Weg, der die äußerste Gränze des schönen Italiens streift.

England.

Einige Gedichte Percy Bysshe Shelley's.

(Schluß.)

Als eine der tiefsten, reichsten und innigsten Dichtungen Shelley's erscheint mir Epipsydhion, der edlen und unglücklichen Dame Emilie B — iani geweiht, welche im Kloster St. Anna in Pisa eingeschlossen wurde. Hierüber wie über manche andere Episode aus dem Leben Shelley's hoffe ich später manchen Aufschluß geben zu können. Vor der Hand begnüge ich mich, einige Fragmente meiner Uebersetzung Epipsydhion's mitzutheilen:

Versteh mich nicht,

Geliebte, dieser Blüthen weckend Leben,
Die aus dem Herzenskern der Pflanze keimen,
Lass sie, von deines Auges Sonnenschein
Gereift, zur Paradiesesfrucht gedeihen.

Er spricht nun von ihrer gemeinsamen Flucht, deren Schicksalsstunde erschienen sey:

Emilie,

Im Hafen dort das schwankte Schiff sich wagt,
Ein leichter Wind des Berges Sturz umfliegt,
Ein Wad winkt auf der See azurine Flor,
Nicht nie gefurcht von eines Rades Spur,
Um stille Inseln schwärmt der Vögel Brut,
Die See hat dort vergessen ihre Wuth,
Und der Matrosen Schaar' ist froh und kühn;
Sag, Seelenschwester, willst du mit mir ziehn?
Mein Schiff gleicht einem Albatros, es ruht
Sein Nest fern in des Ostens Purpurkath,
In seinen Flügeln ziehen wir zc. zc.

Er geht nun auf die Beschreibung des Eilands ein, welches das Ziel ihrer Flucht seyn soll; diese poetische Schilderung ist unübertroffen schön;

Ein Eiland liegt von Joniens Lust umspannt
Nacht wie ein Braut von Edens Wunderland,
Nicht über sind die Hüfen, und verloren
Im Meer, wär' es von Menschen nicht erforscht,
Wenn nicht ein Hirtenvolk dort heimisch wäre,
Das aus der elysischen reinen Sphäre
Den leichten Hauch saugt jener goldenen Zeit,
Einfachen starken Geist; — das Meer rollt weit
Mit wechselvollem Ton und Licht und Schaum
Um seinen Strand, um dunkler Grotten Raum;
Die Winde, die um das Gefährde ziehn,
Sie wegen wie die Blüthen her und hin,
Froh springt das Wild im Hain an schatt'ger Stelle,
Und mancher Bach und See und mancher Quelle
Ist Urdemanten gleich an klarer Helle
Und heil'ger Morgenluft; — ob dem Gefährde
hoch in der Höh' ziehn sich die moosigen Pfade,
Die Geis und Reh sich bahnt mit leichtem Schritt,
Die einmal nur im Jahr der Hirt betritt;
Und diese kleinen Pfade münden alle
In Höhlen, Lauben, in der grünen Halle,
Umrankt vom Epheu, den der Strahl durchblüht
Des Wasserfalls; im dichten Schraun steht
Und singt am Mittag dort die Nachtigall,
Melodisch rauscht daren der Wasserfall,
Und Alles ist belebt von leichten Lüften,
Die, schwer von der Eitronen Blumendüften,
Zum Nebel werden, der den Ort umhüllt,
Von unsichtbaren Schauern Quits erfüllt,
Aus Weiden und aus wilden Blumen schwingt
Ein duft'ger Pfeil sich, der den Sinn durchdringt,
Dass wir in süßer Vein zu sterben meinen,
Und Reizung, Farbe, Strohl und Ton vereinen
Sich iener tiefen innern Melodie,
Die Seel der Seel ist; — jene Harmonie,
Ein Echo frühern Lebens scheint sie,
Von Himmel, Luft und Erd' und Meer gewiegt,
Dies Eiland so in klarer Ruhe liegt,
Schön wie das Eden, wandernd durch die Sphäre
Der Sonnen, umströmt vom blauen Meere
Der jungen Lust, Begünstigt ist der Ort,
Nie wüthen Hunger, Krieg und Stürme dort,
Nicht Seuchen; blind an ihr vorüberziehn
Auf des Verderbens Bahn die Geier hin,

Die Stürme, Donnerpolen Angend, stiegen
Zu andern Ländern, oder weinend schmiegen
Sie an die Insel sich in Regenschleiern,
Die frisch die Pracht von Wald und Feld erneuern
Mit goldner Jugend; aus dem Meere schweben
Und aus den Lüften fallen Düfte, weben
Ein Duftgewand um jeden Keil vom Thale,
Bis es gehoben wird vom sanften Strahle
Und ganz enthält die schöne Insel ruht
Wie eine Braut voll Reiz und Liebesglut,
Erstarrt ob der eignen Leidenschaft,
Im Herzen dieser Insel brennt voll Kraft,
Begrabner Lämp' alsd, ein Hauch des Herrn,
Der unsichtbar gefahrt wird nach und fern,
Er greift den grauen Fels, den Wald, das Meer,
Erfüllt Alles, was sonst öd und leer zc.

Nun folgt die Schilderung des alten Gebäudes, welches aus dem Berge emporgewachsen:

es zeigt

Nicht starken Thurm, doch ob den Wipfeln steigt
Es krebt auf — es war dem Glück geweiht
Einst in der Zeit unschuldvoller Zeit,
Von einem Könige des Meeres erbaut
Zum Heiligthum der Schwester und der Braut zc.

Dies Eiland und dies Haus sind mein, und du
Sollst sehn die Herrin dieses Orts der Ruh,
Gemächer hab ich dort für dich bereitet,
Durch die der goldne Hauch des Morgens gleitet,
Lebend'ge Lüfte, die wie Wellen fließen,
Sich frisch ob frischer Meeresluft erlesen;
Küsst und küßt, Alles fahnd' ich hin,
Womit die Zukunft ruht ein hoher Sinn
Aus ihrer Wiege, die Vergangenheit
Aus ihrem Grab — was Dauer schenkt der Zeit
Durch des Gedankens Glück, das nie vergeht,
Weil es in eigner Schwelgerei besteht,
Wir brauchen wenig, edler Sinn am Schönen,
Berühmt die Leppigkeit, die starr zu krönen,
Den Ort verdickt, den fern sie möchte schmücken;
Das Leben der Natur soll uns entzücken,
Nicht hörst du dort in dunkler Eichenlaube
Die Liebesklagen meiner Zerkeltäube,
Den Thurm umschwärmt die Eul', der Sternenglanz
Durchblüht der raschen Fledermaus Lanz,
Der Edelstein ruht in der Mondenpracht
Vor unserm Thor und misst die lange Nacht
Mit seines sanften Schlummers Athemzug;
Dort laß uns leben, bis der Jahre Flug
Als welke Blätter Stunden streuen mag,
Wir wollen sehn der drüber hangende Tag,
Der Lebensgeist von dem Elysium,
Der Unzertrennlichkeit bewußt, darum
Ruhn wir und wandern immer Hand in Hand,
Vom Klauen Zeit des Himmels überspannt,
Durch frische Wiesen athn wir, oder steigen
Auf moosige Berge, draus sich Wolken neigen
Stehend herab mit lässerndem Geriech;
Zum Meeresstrand, besät mit hellem Kiesel,
Wo unter'm raschen Druck und Raus der See
Das Ufer leht und blüht in trunknem Weh,
Alles bespügend, von Allem durchdrungen,
Was dieser Segenskreis für uns umschlungen,
Und von uns selbst — bis Liebe uns und Leben
Dasselbe schreit; am Mittag Sühlung geben
Wird uns die Grotte, drin das Mondenlicht
Der Nacht zu schlafen schreit, kein Schimmer bricht
Vom Tag herein; von Dämmerung umflossen
Wird sanft dein schuldlos Augenlicht geschlossen
Von Schlaf, der, wenn die Lieb ermattet ruht,
Als Thau mit Tropfen löst der Kälte Gluth,
Bis neu sie dresnen, und wir reden dann,
Bis des Gedankens Melodie zerrann,
Zu süß für Sprache in dem Wort vergeht
Und nun belebt im Blicke aufersteht,
Der bebend wie ein Ton ins Herz sich stult
Und stumm, doch Harmonie dem Schweigen schenkt,
Dann mischt sich unser Hauch, der Herzen Schlag,
Der Pulse Pochen, und die Lippe mag,
Mit andrer Sprach' als Worten, jene Gluthen
Der Seele löschen, die verbergen blüthen,
Die glühen in unserm Wesent innern Zellen,
Die Lebensströme einen ihre Quellen
Hermählt in goldner Leidenschaft und Wonne
Wie Bergeduelle in der Morgenfonne,
Wir werden sehn dieselben, eines fern
In zwei Gestalten, o warum in zweien?
Die Gluth, in Zwillingsherzen gleich geboren,
Erwacht und wach, bis wie bei Meteoron
Zwei, die von gleicher Gluth erfüllt, sich finden,
Berühren, mischen, wandeln und verbinden;
Stets lodrend, aber immer sich verzehrend,
Eins durch des andern Leben sich ernährend,
Wie Flammen, die ihr rein und glänzend Leben
Durch niedern Stoff nicht zu erhalten streben;
Die nach dem Himmel ziehend, sich vermählen,
Ein Hoffen in zwei Willen, in zwei Seelen
Ein Wille, eins, um Leben oder Sterben,
Um Himmel, Höhe, Seligkeit zu erben
Oder Vernichtung! — Wehe mir! ach Weh!
Das Wort, das mich besüßelt sollte tragen
Ins All der Lieb, muß mich in Banden schlagen,
Ich leb', ich stul', ich stul', ich vergeh!

Louise von Floennies.

Brasilien.

Entdeckung einer alten Stadt in den Wäldern Brasiliens.

Als vor einigen Jahren der Custos der Bibliothek von Rio Janeiro, Januario da Cunha Barbosa, die seiner Obhut anvertrauten Manuskripte ordnete, fand er eines, das man für verloren gehalten hatte. Es handelt dasselbe von den Ruinen einer großen Stadt, die ein Abenteurer im achtzehnten Jahrhundert entdeckte, als er in den Urwäldern Brasiliens eine Silbermine ausfindig machen wollte.

Man liest in der Historia da America portugueza von dem Brasilianer Rocha Pitta, daß im Jahre 1591 der Gouverneur Franz von Souza aus Lissabon nach Bahia mit der Erlaubnis geschickt wurde, den Titel eines Marquis das Minas anzunehmen, wenn er die Silbergruben entdecken würde, von denen Roberto Dias am castilischen Hofe gesprochen hatte. Roberto Dias wohnte im Innern der Provinz Bahia, hatte sich ein Tafelservice und Küchengeräthe aus gebiegenem Silber anfertigen lassen und erbot sich, mehr desselben nach Europa zu schicken, als Biscaya Eisen hervorbrächte, wenn man ihm den Marquittitel geben wollte. Da er aber nur Verwalter der Minen blieb, die er hatte bearbeiten lassen, so zerstörte und verspernte er die Wege, die zu denselben führten, und genoß die Genugthuung, daß der neue Gouverneur, trotz aller Nachforschungen, den Gruben nicht auf die Spur kam. Er wurde zwar ins Gefängnis geworfen, starb aber dort, ohne selbst seinen Erben die Stelle zu verrathen, an der jene ungeheuren Schätze aufgehäuft waren. Eine von den vielen Expeditionen, die seitdem zur Wiederauffindung der Bergwerke unternommen wurden, wird in dem oben erwähnten Manuskripte beschrieben. Wir theilen aus demselben nach einer französischen Uebersetzung dasjenige mit, was sich auf die Ruinen bezieht, von denen wir gesprochen haben. *)

„Nachdem wir uns, gestachelt von dem unerfülllichen Durst nach Gold, schon mehrere Jahre in der endlosen Wildniß umhergetrieben hatten, entdeckten wir eine Kette von hohen Bergen, die, gleich Thronen der Winde und Sterne, in den Himmel hinauszuragen schienen. Die Krystalle, aus denen sie zusammengehäuft waren, glänzten in der Sonne und boten einen so schönen und großartigen Anblick dar, daß Keiner die Augen davon wegwenden mochte. Als wir näher kamen, sahen wir an ihrem Fuße weder Wald noch Wasser, entdeckten aber auch keinen Weg, auf dem es möglich gewesen wäre, hinaufzukommen. Schon glaubten wir uns gezwungen, wieder umzukehren, als wir einen Keger auf einem der Berge laufen sahen, der, mit einem Stöcke bewaffnet, einen weißen Hirsch verfolgte. So kamen wir einem Wege auf die Spur, der von Menschenhänden angelegt schien. Bolle Freude und Erwartung stiegen wir empor und stießen jeden Augenblick auf losgelöste oder zerbrochene Steine, aus denen deutlich wurde, daß sie einer alten von der Zeit zerstörten Pflasterung angehört hatten. Wir stiegen drei Stunden lang, aber ohne die geringste Langweile, so unterhaltend war der Weg und so gespannt waren wir auf das, was sich uns jenseits der Berge zeigen würde. Unsere Erwartungen wurden nicht getäuscht, denn, auf dem Gipfel angekommen, sahen wir in der Entfernung von etwa anderthalb Meilen eine große Stadt liegen, die ihrer Ausdehnung nach für einen Hauptort Brasiliens gelten konnte. Als wir ins Thal hinabgestiegen waren, schickten wir Kundschafter aus, um etwas über die Bewohner jener Stadt zu erfahren. Aber zu unserm Erstaunen kehrten sie mit der Nachricht zurück, daß es daselbst gar keine gäbe. Dasselbe bestätigten mehrere Indianer, die wir den ersten Kundschaftern nachgesandt hatten.

„Es war ein schöner Morgen, als wir sämmtlich nach dem räthselhaften Orte aufbrachen. Mit den Waffen in der Hand, rückten wir in die Stadt ein — aber kein menschliches Wesen kam uns entgegen. Drei Bögen von ungeheurer Höhe führten in eine Straße, welche die Stadt von einem Ende zum anderen zu durchlaufen schien. Auf dem mittelften Bogen, der größer war als die seitlichen, bemerkten wir Schriftzeichen; sie waren indes zu hoch, als daß wir sie hätten abzeichnen können. Die Straße hatte die Breite der drei Bögen und bestand aus mehrstöckigen Häusern, auf deren Steinen sich Inschriften befanden. Die Thüren waren niedrig. Die Regelmäßigkeit und Symmetrie, mit der die Häuser an einander gereiht waren, ließ vermuten, daß sie alle demselben Besitzer gehört hatten. An einigen sahen wir unbedeckte Terrassen aus gebrannten oder gemeißelten Steinen.

„In den Häusern selbst zeigte sich uns keine Spur von Geräthen oder Kleidungsstücken, an denen wir die früheren Bewohner hätten erkennen können. Sie waren sämmtlich finster oder erhielten nur ein schwaches Licht. Da sie gewölbt waren, gaben sie alle ein Echo, das uns erschreckte. Nachdem wir die Straße durchlaufen hatten, gelangten wir auf einen regelmäßigen Platz, in dessen Mitte eine schwarze steinerne Säule von überraschender Höhe errichtet war. Oben auf stand eine menschliche Figur, die mit dem Zeigefinger des ausgestreckten rechten Arms nach Norden wies. In jeder Ecke des Platzes war eine Spitzsäule aufgestellt.

„Die rechte Seite des Platzes bildete ein prächtiges Gebäude, in welchem ohne Zweifel das Oberhaupt des Ortes gewohnt hatte. Dasselbe enthielt eine große Anzahl von Zimmern, in denen eine Menge von Fledermäusen hauste, die sehr viel Geräusch machten. Ueber dem Haupteingang sahen wir die Gestalt eines jungen Mannes in Stein gehauen, ohne Bart, einen Lorbeerkranz

*) Der Mangel an Zusammenhang, der sich stellenweise in diesem Berichte zeigt, rührt davon her, daß das Original hier und da von Insekten zertrüben war.

auf dem Haupte und bis zum Gürtel nackt, an welchem eine Art Krok befestigt war, der bis an die Hüfte reichte. Darüber war das Wort *εργα* mit etwas verzerrten griechischen Buchstaben eingegraben. — Auf der linken Seite befanden sich die Ruinen eines Gebäudes, das, nach den erhaltenen Stücken zu schließen, ein Tempel gewesen ist. Sie nahmen einen großen Raum ein und zeigten manche schöne in die Wände eingehauene Figur, auch Kreuze verschiedener Art und viele andere Dinge, die zu beschreiben langweilig wäre. An einem Punkte liegen die Ruinen in einer weiten Erdspalte. Zugleich ist ringsum kein Baum oder Gras zu bemerken, was darauf schließen läßt, daß die Gegend vielleicht von einem Erdbeben heimgesucht worden ist.

„Dem Plage gegenüber floß ein breiter und tiefer Strom, der aber nicht, wie es in dieser waldrreichen Gegend zu erwarten gewesen wäre, von Bäumen begrenzt wurde. Jenseits desselben lagen grüne Wiesen mit den köstlichsten Blumen, und mehr sumpfige Striche, auf denen ein prächtiger Reis wuchs und die von einer unzähligen Menge Enten belebt waren. Drei Tage lang verfolgten wir den Lauf des Flusses und gelangten an einen Wasserfall, der ein eben so großes Geräusch machte, als die Wasserfälle des Nils. Nach seinem Sturze breitete sich das Wasser wie ein See aus, in welchen grüne, bewaldete Halbinseln hineintraten. Sie waren von vielem und mannigfaltigem Bild bemohnt, das noch kein Jäger beunruhigt hatte. Derselbe von dem Wasserfalle war der Boden weithin zerklüftet. Wir versuchten mit langen Senfbleien die Tiefe dieser Risse zu messen, konnten aber nirgends Grund finden. Hier und da bemerkte man auch Stücke von Silbererz, die darauf deuteten, daß daselbst früher Bergbau getrieben worden war.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Das protestantische Frankreich. Unter diesem Titel (La Franco Protestante) kündigen die Brüder Haag (aus Montbéliard) ein Werk an, das die Lebensbeschreibungen aller französischen Protestanten umfassen soll, welche sich seit der Zeit der Reformation bis zur Anerkennung der Religionsfreiheit durch die National-Versammlung in der Geschichte einen Namen erworben. Ueber den Zweck einer solchen Zusammenstellung drücken sich die Herausgeber in ihrem Prospektus folgendermaßen aus: „Nicht eine Parteischrift soll das Werk seyn, das wir ankündigen; vielmehr wird dasselbe einen streng geschichtlichen Charakter haben. Unser Zweck ist dabei hauptsächlich, die Arbeiten und die Schriften der Protestanten zusammenzustellen, die ihrem Vaterlande zur Ehre gereichten, bevor das eben so grausame als unpolitische Edikt von Nantes sie vom vaterländischen Boden vertrieb. Der Gedanke einer solchen Zusammenstellung ward in uns auf ganz natürliche Weise bei der Lesung einiger neueren Werke gewedt, in denen die Unwissenheit von der Unredlichkeit noch überboten wird, die aber mit einer gewissen Autorität hervortreten und nichts Geringeres im Sinne haben, als einige Millionen französischer Protestanten wie eine Fremdlinge-Kaste erscheinen zu lassen, die im katholischen Frankreich das Bürgerrecht usurpirte. Unser Buch wird die beste Erwiderung auf solche Declamationen seyn.“ — Bis jetzt, fügen die Herausgeber hinzu, glaubte man in Frankreich, wie im übrigen Europa, Ludwig XIV. habe bloß dem Gewerbfleiß seines Landes einen harten Schlag versetzt, als er die Protestanten vertrieb; aus ihrer Zusammenstellung werde jedoch hervorgehen, daß die Wissenschaften und der geistige Fortschritt überhaupt noch empfindlicher dadurch getroffen worden. Ja, wenn man die Schriften der protestantischen Publizisten des 16. und 17. Jahrhunderts lese, finde man darin so gesunde und freisinnige Gedanken, daß vom absolutistischen Standpunkt aus die Maßregel Ludwig's XIV. dadurch gerechtfertigt erscheine — eine Maßregel, durch welche vielleicht der Ausbruch der französischen Revolution um ein Jahrhundert hinausgeschoben worden.

Zu den Namen, die in dem angekündigten Buche eine Hauptrolle spielen, gehören unter anderen: die Feldherren und Seehelden Coligni, Condé, Rohan, La Force, Lesdiguières, Gassion, Turenne, Duquesne; der Staatsmann Sully; die Künstler Jean Boujon (Bildhauer), Jean Cousin (Maler), Du Cerceau (Baumeister), Claude Goudimel (Komponist), Picart (Kupferstecher); die Dichter Clement Marot, Galluste du Bartas, Conrart; die Geschichtschreiber Bongars, Basnage, Rapin de Thoyras, Lenfant; die Kritiker Bayle, Prosper Marchand, Calomès; die Philologen Lefebvre, Casaubonus, Salmasius, Scaliger, Le Duchat; die Bibliographen Tessier, Maittaire; die gelehrten Buchdrucker Estienne; der Heraldiker de Buisson; die Reisenden Chardin, Tavernier; der Botaniker Bauhin; der landwirthschaftliche Schriftsteller Olivier de Serres; die Chemiker Charas, Palissy, Lemery; der Bundarzt Paré und der Mechaniker Denis Papin.

Schon aus diesem Verzeichnisse wird man ersehen, daß sich die Herausgeber nicht bloß auf diejenigen protestantischen Franzosen beschränken, die im Vaterlande selbst ihren Ruhm begründeten, sondern daß sie auch die im Auslande berühmt gewordenen Refugiés in den Bereich ihrer Darstellung ziehen. Aber auch selbst die späten Nachkommen dieser Ausgewanderten, die weder mehr durch die Sprache noch durch den Geist ihrer Schriften dem Lande ihrer Väter angehören, sollen den Ruhm des protestantischen Frankreichs vermehren helfen, und so werden wir denn auch darin die Namen Savigny, Thibaut, Ancillon, Beaufovre zc. finden.